

Flakmak



Tabschamür
Porphyra nummularifolia

Die Flakmak ist ein praktisch unbesiedeltes Gebiet im Nordosten der Vainée. Ein großer Teil des Departements ist von einem Wald besetzt, in dem man auf zahlreiche Teiche und kleine Seen trifft. Daher auch der Name des Departements, das «Land der Tümpel» bedeutet. Vor der Küste liegt der sogenannten Lac de Forlys. Dabei handelt es sich nicht um eine See, sondern um ein Delta ohne Hauptstrom, um einen losen Verbund aus Flussläufen und kleinen Anstauungen, die teils Süßwasser, teils Brack- oder Salzwasser führen. Das Feuchtgebiet ist die Heimat eines singenden Welses, der auch wegen seines Fleisches geschätzt wird. Ebenfalls kulinarisch genutzt wird die Tabschamür (*Porphyra nummularifolia*), eine vor allem in Brackwasser wachsende Alge, deren silbrig glänzende Blätter an Münzen und deren verdickte Endstücke an Pfoten, insbesondere an Hühnerpfoten (lemusisch *pùltabscha*) erinnern. Die Algen werden von Liebhabern geerntet, gewaschen und getrocknet. Man bekommt sie manchmal auf den Märkten der Hauptstadt, sie schmecken dezent nach Meer und ein wenig nach Erdbeeren.

Lac de Forlys LANDSCHAFT

Das Feuchtgebiet steht seit 1984 unter Schutz und ist auch die Heimat eines einzigartigen Fisches.

Langnase FORSCHUNG

Nachts im Bois des Flaks erlebt der Käfersammler Ruben Schwarz einen musikalischen Moment.

Der springende Fisch ANSICHT

Samuel Q. Herzog fragt sich am Ufer des Lac de Forlys, wo der große Fisch geblieben ist.



Region (*randa*): Midi (*midi*), Vainée
 Departement (*semsal*): Flakmak
 Hauptort (*kaputlek*): – (von Chitwouj verwaltet)
 Postleitzahl: LM-0501
 Telefonvorwahl: +69 (0)5
 Höhe (Pisciculture Obrov): 27 m ü. M.
 Einwohner: 8 (Mai 2011)



Lac de Forlys

Das Feuchtgebiet ist die Heimat eines einzigartigen Fisches

Beim sogenannten Lac de Forlys handelt es sich nicht wirklich um einen See, sondern eigentlich um ein Delta ohne Hauptstrom, um einen losen Verbund aus Flussläufen und Tümpeln, die teilweise durch Süßwasser aus der Gegend des Mont Mik gespeist werden, teilweise aber auch durch rücklaufendes Meerwasser. Das Gebiet fällt durch seine eigenartigen Gesteinsformationen auf, die nach Ansicht von Geologen auf eine spezielle

Besucher sind in der Réserve du Lac de Forlys eher selten, obwohl man hier gut baden kann.

Der springende Fisch

Samuel Q. Herzog hält auf einem Spaziergang inne



Lac de Forlys, nahe beim Meer.

Wenn sich der Lac de Forlys nur leise kräuselt, gleitet mein Blick manchmal wie ein Papierschiff über seine Oberfläche, ein Suchboot ohne Auftrag, das sich mit einem leichten Hin und Her in Richtung Horizont schiebt. An einem solchen Tag geschah es, dass plötzlich ein großer Fisch wie eine Rakete senkrecht aus dem Wasser schoss, sich mit dem Schwanz entschlossen in Richtung Himmel peitschte und meinem Bewusstsein entschwand. Meine Augen kehrten

zum Wasser zurück, das sich eben mit einem sanften Prusten schloss, zur Wunde wurde, dann zur Narbe, letzte Ringe davonlaufen ließ und wieder zu einem Spiegel zerschmolz, einem Spiegel mit einer leichten Hühnerhaut. So wie heute.

War ich Zeuge eines Wunders? War ich das Opfer einer kurzen Ohnmacht? Habe ich den springenden Fisch nur geträumt? Oder könnte es sein, dass sein Körper im nächsten Augenblick wieder auf die Oberfläche des Sees klatscht, das ruhige Glas aufschlägt und meine Seele verstört? Oder tröstet?

Samuel Q. Herzog: *Spazieren auf Lemusa*. Port-Louis: Édition Ruben66, 2017. S.22.



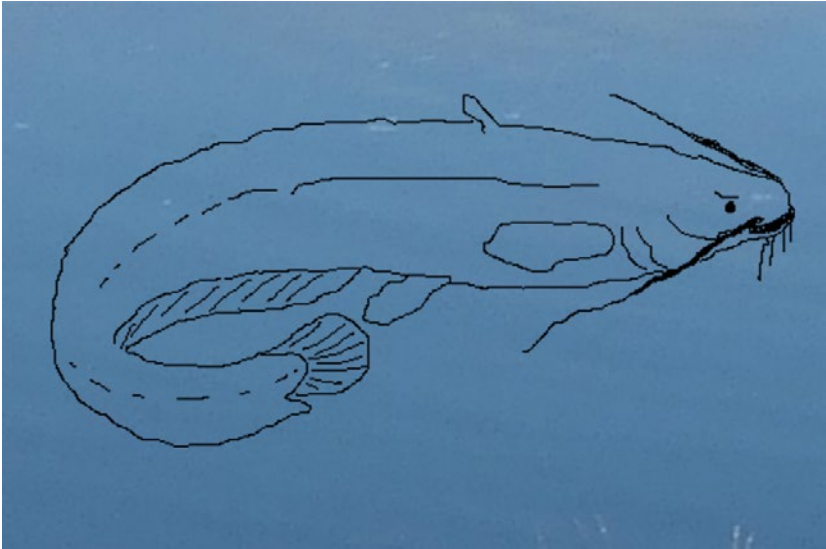
Hana Bosk: *Fayeekochon*.

Meeresströmung zurückzuführen sind – die Region lag früher offenbar unter Wasser. Dem kargen Untergrund entspricht auch die Vegetation, die hauptsächlich aus Büschen oder niedrigen Bäumchen besteht und auf der Insel einzigartig ist.

Bereits seit 1984 steht das Gebiet unter Naturschutz, denn hier wachsen seltene Pflanzen wie die Fayeekochon, die «Schweinefee», eine stattliche Orchidee (*Dendrobium acutillorae*), deren Blüten ein wenig an spitzige Schweineohren erinnern und aus deren Kelch die Staubbeutel wie dunkle Nasenlöcher wachsen. Die Fayeekochon klammert sich ausschließlich an

den abgestorbenen Stämmen der kleinen Herz-Birke (Bùlo kè, *Betula cordifolia*) fest. Der Lac de Forlys ist auch der Lebensraum eines außerordentlichen Fisches, des sogenannten *Silurus lemusanis*, einer nur auf Lemusa vorkommenden Welsart, die sich durch ihre relativ großen Augen auszeichnet. Über dem Auge erkennt man bei diesen Fischen eine Markierung, die wie eine Braue aussieht. Das hat dem Tier den Übernamen *Pysgodin supercil*, «Brauenfisch» eingetragen.

1999 machte Eva Marusic, eine Biologin der Universität von Port-Louis, eine eigentümliche Entdeckung: Sie fand im Kehlbereich des Fisches eine Drüse, mit der das Tier eine Art Gesang produzieren kann. Das tiefe Geräusch, das ein wenig an Walschreie erinnert, spielt offenbar im Rahmen von Paarungsritualen eine Rolle. Marusic untersuchte den singenden Wels mit Hilfe von Unterwassermikrofonen. Sie kam zu der Einsicht, dass der Wels auch außerhalb der Paarungszeit oft und gerne singt, vor allem gegen Abend, wenn sich die letzten Strahlen der Sonne auf der Wasseroberfläche brechen. «Wüsste man es nicht besser», schreibt



Der Brauenwels aus dem Lac de Forlys «singt» nicht nur zu Paarungszwecken. Auch wenn am Abend die letzten Strahlen der Sonne über die Oberfläche des Gewässers huschen, gerät das Tier in musische Laune. Wissenschaftlerinnen schließen nicht aus, dass es sich bei den Lauten um einen Ausdruck von Melancholie handeln könnte. Oder ahnt das Tier vielleicht, wie begehrt sein Fleisch bei den Feinschmeckern der Insel ist? Auf dem Internet findet sich eine Tonaufnahme des Welsgesangs: vimeo.com/432180775.

Marusic, «dann könnte man fast glauben, der Gesang sei der Ausdruck einer melancholischen Stimmung des Tiers.»

Am westlichen Rand der Naturschutzzone betreiben die Obrovs aus Chitwouj schon seit dem 19. Jahrhundert eine Pisciculture, in der sie Welse und vor allem auch Brauenwelse züchten. Die Anlage war früher größer, sie beschränkt sich heute auf ein relativ kleines Gebiet direkt neben der N4 und ihr Betrieb unterliegt strengen Regeln.

Die Réserve du Forlys liegt so weit von allen größeren Siedlungen der Insel entfernt, dass Besucher eher selten sind. Wer Ruhe sucht, kommt hier auf seine Kosten.

Langnase

Ein Abenteuer des Käfersammlers Ruben Schwarz

Es knallte so laut, dass ich unwillkürlich voll auf die Bremse trat, krosend schoss die Karosse mit geblockten Rädern noch ein paar Meter weiter über den Straßenbelag, um sich schließlich zum Stillstand zu stottern. Was war das gewesen? Ein Vogel? Ein Stein? Ich kramte im Handschuhfach nach meiner Taschenlampe, knipste sie an und suchte die Windschutzscheibe nach Schäden ab. Ich fand keine Risse, zum Glück, solche Dinge machen mir Angst. Unterhalb des Rückspiegels aber entdeckte ich eine kleine Absplinterung des Glases, die vorher sicher nicht da gewesen war. Um sie herum klebte bräunlicher Saft, viel bräunlicher Saft, frisch. Das waren zweifellos die Spuren eines Insekts, eines sehr, sehr großen Insekts. Konnte es sein, dass ein *Scrutarius* gegen meine Windschutzscheibe gedonnert war?

Der Kellner des Bombay Palace in Sasselin hatte mich gewarnt, als ich erzählte, dass ich noch in dieser Nacht durchs Landesinnere nach Norden zurückfahren wolle: «Über die R6? Nehmen Sie sich vor dem Naslongu in Acht!». Auf meine Frage hin, wer oder was denn dieser Naslongu sei, zog er mit pompöser Geste und theatralisch verzerrtem Gesicht seine Nase in die Länge und schaute mich dann mit erhobenen Augenbrauen an. Ob es ein Käfer sei, wollte ich wissen. Da kicherte er, sagte etwas auf Hindi, und das halbe Restaurant lachte mit. Die Bewohner dieser Insel erschöpfen sich gerne in Andeutungen, noch mehr offenbar, wenn sie indische Wurzeln haben.

Tatsächlich beschreibt Karol Zhuki, mein Leitstern durch das Universum der lemusischen Karabés, in ihrem Buch einen bis 110 mm langen, nachtaktiven Käfer namens *Scrutarius otiosus* oder auf Lemusisch *Gronas*, der eine riesige «Nase» durch die Welt tragen soll. Einzelne Coleoptera können je nach Region etwas anders heißen. Es war also möglich, dass die «Langnase» meines Wirts identisch war mit der bei Zhuki verzeichneten «Großnase». Da mir dieser Käfer in meiner Sammlung noch fehlte, war die potenzielle Begegnung mit Naslongu ein Grund mehr, nicht über

die Küstenstraße, sondern durchs Landesinnere nach Norden zu fahren. Wobei ich mir keine rechte Vorstellung davon machte, wie ein solches Zusammentreffen wohl stattfinden könnte.

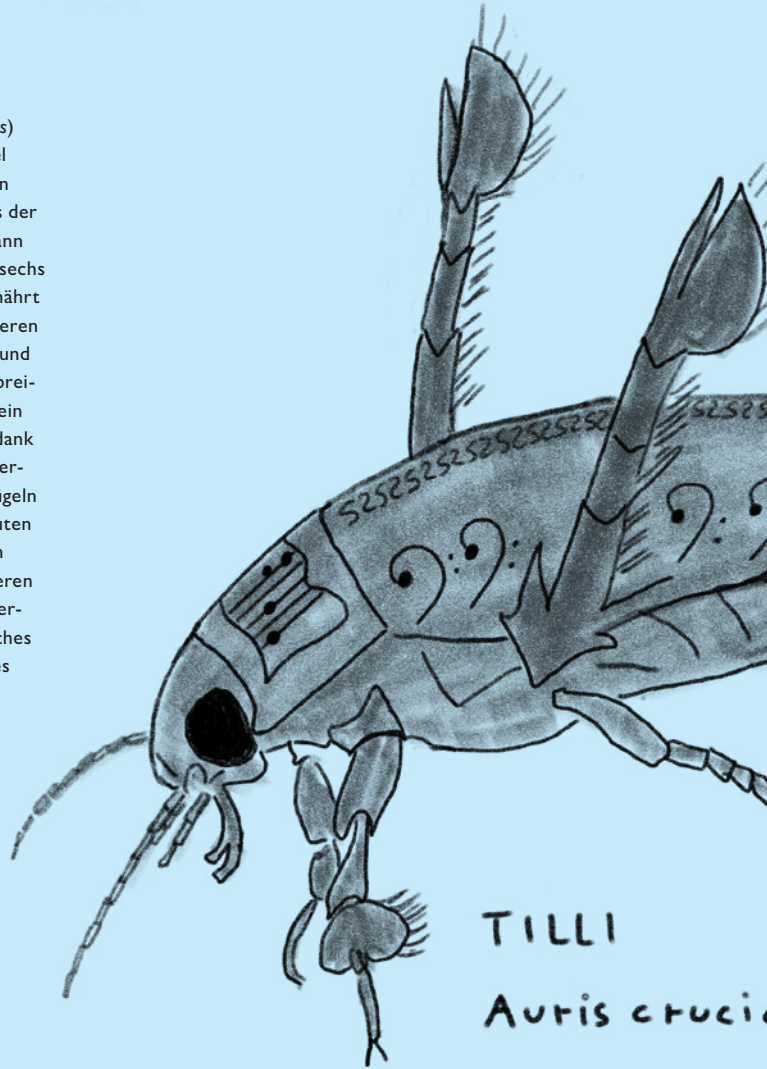
Ich schob die CD mit dem ersten Klavierquintett von Dvorak ins Autoradio ein, fuhr gemächlich aus Sasselin raus, über die N4 nach Norden und bog etwa zehn Kilometer weiter auf die R6 in Richtung L'Énanel ab. Kurze Zeit später erreichte ich den Bois dé Flaks, den großen Wald im Osten von Chitwouj. Die Nacht war dunkel, Sterne waren keine zu sehen und der Mond war bloß eine feine Sichel, umwattet von einem matten Hof. Ich fühlte mich entspannt, fast euphorisch, ab und zu quoll ein würziger Rülpsler meine Kehle hoch, ein Gruß von dem Anda korma, das ich in Sasselin gegessen hatte, eine Mischung aus Ei, Tomate und verwirrend vielen Gewürzen. Ich hatte die Straße für mich allein, zu so später Stunde ist auf dieser Insel niemand mehr unterwegs. Das Quintett plätscherte eben durch die ersten Takte des Andante con moto, meine Rechte streichelte im Rhythmus des Cellobogens über die Oberfläche des Armaturenbrettes, als es knallte.

Wenn ich einen Scrutarius erwischte hatte, dann lag er möglicherweise noch auf dem Asphalt. Ich wendete also und stellte den Wagen so hin, dass ich die Straße mit meinen Scheinwerfern fluten konnte. Ich stieg aus und ging langsam zurück, den schwarzen Spuren nach, die meine Pneus auf dem Teer hinterlassen hatten. Das Licht reichte mir nur bis zu den Knien und so kam es mir vor, als watete ich durch eine Art Nebel oder durch einen Teich. Bald fanden sich alle möglichen Tiere in dem hellen Streifen ein, Mücken, Falter, Käfer. Ein paar Fledermäuse nutzten die Gunst der Stunde, um sich an der reichen Tafel zu bedienen, mit einem leisen Sirren zischten sie an meinem Körper vorbei. Eine Kröte kroch träge über den Boden und schleckte sich dann und wann mit völliger Teilnahmslosigkeit eine kleine Spinne in den Schlund. Da lagen auch viele tote Insekten herum, einen Scrutarius aber entdeckte ich nirgends. Ich kehrte schließlich zum Auto zurück und wollte eben einsteigen, als ich ein seltsames Geräusch vernahm. Im ersten Moment glaubte ich, ein Fahrzeug summe aus der Ferne heran, dann aber wurde immer deutlicher, dass ich da ein Cello spielen hörte. Ich schaltete die Scheinwerfer

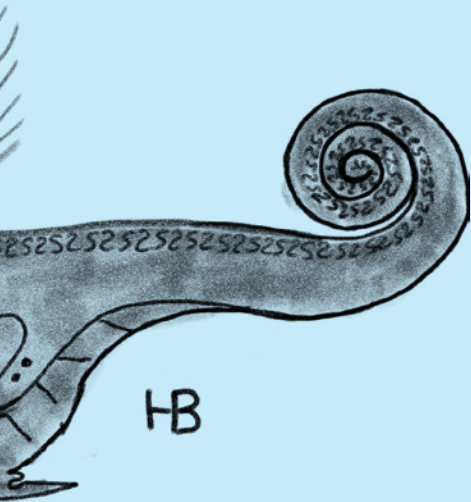
aus und starrte in das Dunkel um mich herum. Ich konnte nicht bestimmen, woher die Töne kamen. Nach einiger Zeit aber nahmen meine Augen einen bläulichen Schimmer im Osten der Straße wahr. Während der Suche nach meinem Käfer schon hatte ich einen Pfad bemerkt, der in ebendiese Richtung führte. Ich griff mir die Taschenlampe, schloss den Wagen ab und drang langsam in den Wald ein. Erstaunlicherweise hatte ich kaum Angst, was sich vielleicht dem Weißwein verdankte, den ich zu meinem Eier-Curry getrunken hatte. Gleichwohl tastete ich mich vorsichtig voran, denn es leben in diesen Hainen auch allerlei Tiere, auf die man nicht aus Versehen treten möchte – was alles in den Bäumen über mir hängen mochte, wollte ich mir lieber gar nicht erst vorstellen. Nach wenigen Schritten schon intensivierte sich das blaue Licht, wurden die Töne deutlicher. Ich war also auf dem richtigen Weg.

Kurz darauf allerdings endete der Pfad vor ein paar großen Felsbrocken. Das kam mir seltsam vor, denn warum sollte jemand einen Pfad in den Wald schlagen, der bloß zu diesen Steinen führte? Da entdeckte ich, etwas versteckt hinter einem Rosshaarfarn, einen schmalen Durchgang zwischen zwei senkrecht stehenden Platten. Wenn ich seitlich ging, dann passte ich wohl hindurch. Ich schob mich vorsichtig zwischen die Platten, es klappte, allerdings schlug ich nach ein paar Schrittschen meine Taschenlampe so unglücklich an einem Steinvorsprung an, dass sie erlosch und sich nicht mehr in Gang bringen ließ. Ich tippelte weiter, es wurde heller und plötzlich stand ich am Rande eines kobaltblau leuchtenden Teiches. Auf der Wasseroberfläche schwammen Tausende von kleinen Tillis. Ich hatte diese Leuchtkäfer schon am Lac di Sèfrido gesehen, dort jedoch trieben sie nur als vereinzelt Laternechen über den See. Hier indes schien jeder Quadratzentimeter von einem *Auris cruciatus* besetzt, wirkte das ganze Gewässer wie ein Edelstein, der weit in den dunklen Himmel hinein strahlte. Und am gegenüberliegenden Ufer sass ein alter Mann und spielte Cello. Ich kannte die Melodie, mir war, als hätte ich sie kürzlich erst gehört, aber Dvorak war es nicht – oder doch? Der Cellist war kein grosses Talent, immer wieder kamen ihm falsche Töne und unschöne Quietscher dazwischen. Trotzdem hatte die Atmosphäre etwas geradezu Sakrales und mir war, als wogten die Käfer im Rhythmus seines Spiels leicht vor und zurück. Waren sie

Der Tilli (*Auris cruciatus*) lebt auf der ganzen Insel in stehenden Gewässern aller Art. Der Käfer aus der Familie der Casalsiae kann 18 mm groß und bis zu sechs Jahre alt werden. Er ernährt sich vor allem von kleineren Insekten, Kaulquappen und Schnecken. Mit seinen breiten Ruderbeinen ist er ein guter Schwimmer und dank eines speziellen Luftreservoirs unter den Deckflügeln kann er bis zu vier Minuten lang tauchen. Männchen und Weibchen produzieren den Stoff Eslaferin und erzeugen damit ein bläuliches Leuchten im Bereich des Hinterleibs.



wegen ihm so zahlreich hier – oder war umgekehrt er wegen ihnen da? In einem Märchen hätte ein blaues Gewand den Leib des Mannes umwallt, lange Locken und ein ausufernder Bart hätten sein pausbackiges Gesicht umrauscht, außerdem wäre er bestimmt ein Virtuose gewesen, dessen Töne sich direkt in die Gemüter bohren, Herzen zum Tropfen bringen. Dieser Bursche aber trug Flipflops, Jeans und ein schmutziges Shirt mit einer Reklame für Oktopo, das gewöhnlichste Bier der Insel.



Seine Haare waren kurz, sein Hals faltig dürr, sein Gesicht knochig und er hatte, das sah ich erst jetzt, eine wirklich geradezu unendlich lange Nase, ein Organ, das wie eine konische Lanze aus der Mitte seines Schädels stach und sich am Ende wieder verdickte, um Platz für zwei gewaltige Nasenlöcher zu schaffen.

Er war offensichtlich so in seinem Spiel vertieft, dass er mich überhaupt nicht zur Kenntnis nahm. Ich hob den Arm, wollte ihm zurufen. Doch da bemerkte ich, dass meine Bewegung einen Effekt auf die Käfer hatte, die plötzlich nervös zu zucken begannen. Ich senkte den Arm, hob ihn gleich wieder, erneut begannen die Tillis zu zappeln. Der Alte nahm nichts von alledem wahr, mit geschlossenen Augen fiedelte er vor sich hin.

Ich sah keine Möglichkeit, trockenen Fusses auf die andere Seite des Teiches zu gelangen. Also blieb ich einfach stehen und hörte zu, was nicht ganz einfach war, denn der Musiker spielte plötzlich lauter, wie mir schien. Auch wurden die falschen Töne immer häufiger, überquengelten bald die Melodie, die schließlich kaum noch zu erkennen war. Lange würde ich das nicht mehr aushalten.

Ich ging in die Hocke, griff mir einen Tilli von der Wasseroberfläche, schubste ihn in meine Sammelbüchse und stand wieder auf. Doch da packte mich ein Schwindel und mir war, als rauschte alles Blut aus meinem Kopf in die Füße davon, nur um den unerträglich falschen Tönen dieses Cellos Platz zu machen, die jetzt wie Taranteln durch meine Gehirngänge tobten. Ich hielt mir die Ohren zu, doch die Klänge drangen selbst durch meine Finger hindurch. Der Schwindel wurde nicht besser, mein ganzes Blut schien auf Irrwegen in meinem Körper unterwegs, sogar meine Augen begannen zu schmerzen, der blaue Teich zu verschlieren. Ich musste weg hier, quetschte mich zwischen den Steinplatten hindurch, torkelte durch die Dunkelheit zurück in Richtung Straße, gelangte endlich zu meinem Auto, setzte mich hinein, schlug die Türe zu, doch das grausame Cello war immer noch in meinem Ohr.

Ich fuhr los, obwohl ich die Fahrbahn kaum richtig sehen konnte. Immer wieder musste ich scharf bremsen, weil ich vom Asphalt abzukommen drohte oder zu eng in eine Kurve einbog. So ruckelte ich mich mit meinem Auto wie ein verletztes Tier davon. Es dauerte fünf Minuten, vielleicht zehn, bis ich endlich außer Reichweite des Cellos war und langsam wieder zu mir kam. Ich fuhr aus dem Wald hinaus und bemerkte erst jetzt, dass ich die ganze Zeit in die falsche Richtung unterwegs gewesen war, zurück nach Südosten, auf Sasselin zu. Sei's drum, ich würde die Küstenstraße nehmen.

Seit jener Nacht bin ich, wenn klassische Musik gespielt wird, immer ein wenig misstrauisch. Und ich weiß jetzt auch, dass der Naslongu kein Käfer ist – oder am Ende vielleicht doch?

Samuel Herzog: *Karabé. 16 Abenteuer des Käfersammlers Ruben Schwarz auf der Insel Lemusa*. Basel: Existenz und Produkt, 2021. S. 107–114.